

TRANSIT

von Dirk Brall

Die Reifen des Reisebusses sind runter, und als ich einsteige, sehe ich auf der Rückbank sich stapelnde Gepäckstücke, die uns bei einer Vollbremsung treffen könnten. Aus der gesperrten Klotüre riecht es nach süßlichem Urin, und ich halte die Luft an. Ich verlasse mein Land, es stinkt.

Ich lege meine Jacke auf einen freien Sitz und gehe noch einmal nach draußen, um meinen Koffer dem Busfahrer zu geben, von dem ich einen Aufkleber auf mein Ticket erhalte. Ich verabschiede mich von meinen Eltern, mein Vater klopft mir auf die Schulter. Meine Mutter weint und küsst mich auf die Wangen, auf die Stirn, auf den Mund. Ich drehe meinen Kopf weg, aber sie hält mich fest, bis mein Vater sie sanft nach hinten zieht. Sie wischt über ihre Wangen, ihr Rouge verschwimmt, wir sagen Abschiedsworte, und ich steige in den Bus. Die meisten Sitze sind besetzt. Eine Familie, ein junges Paar, zwei, drei Männer, die auf irgendwelchen Baustellen arbeiten, und jede Menge Frauen, die gerade noch vor dem Bus geraucht und sich jetzt die Jacke unter die Köpfe geschoben haben. Ich finde meine Bank, ganz hinten, dort, wo die Koffer über die Sitzreihen ragen, und setze mich ans Fenster. Draußen stehen ein Mann, der einer älteren Frau vor mir zuwinkt, und ein paar Roma-Kinder, die ihre Hände aufhalten. Mein Vater steht hinter meiner Mutter, seine Hände auf ihren Schultern, meine Mutter hat die rechte Hand gehoben und winkt. Ihr Hut mit der Feder sitzt schief. Die Türen schließen, ich hebe die Hand und halte sie an die Scheibe, und dann rollt der Bus aus der Station. Meine Mutter will sich lösen, aber mein Vater fasst kurz und kräftig mit seinen Händen ihre Schulter.

Der Bus biegt auf die Straße, und ich lehne mich ans Fenster und schaue auf die großen Werbebanner, die an grauen Wohnbunkern hängen und deren Fenster bedecken. In den Räumen hinter einer riesigen Cola-Flasche muss es sehr dunkel sein. Wir fahren stadtauswärts, auf der Straße, die jeder in der Welt kennt, aber keiner wiedererkennen würde. Statt Heckenschützen gibt es jetzt Werbebanner auf den neuen Glashäusern. Und viele Satellitenschüsseln. Und statt Menschen, die sich hinter Mülltonnen

verstecken, hupen metallicglänzende Geländewagen und verbeulte Kleinwagen. Die Sonne fällt durch mein Fenster, und ich schließe den Vorhang, während wir an der Trabantenstadt vorbei fahren, in dessen Türmen meine Mutter und ich auf unsere Abreise damals gewartet haben, während mein Vater irgendwo auf den Feldern in einem Graben lag und wartete. Oder schoss. Und wartete.

Fünfzehn Jahre ist das her, ich war acht Jahre alt, als meine Mutter und ich im Winter Sarajevo verließen. Im ersten Winter, als alles begann. Wir hatten die Bücher, die wir nicht verheizt hatten, in den Keller geschlossen, um sie später wieder finden zu können. Lieber hatten wir gefroren, als weitere Bücher zu verbrennen, aber als wir vor acht Jahren zurück kehrten, war der Keller aufgebrochen, die Möbel geklaut, die Bücher auch, und was sie nicht gebraucht hatten, war zerbrochen und zerschlagen.

Ich ziehe die Beine an, stütze mich am Sitz ab und drücke die Lehne hoch, so dass sich die Frau vor mir umdreht, und ich die Knie wieder herunter nehme.

- Lass nur, sagt sie, ich wollte nur wissen, wessen Knie ich im Rücken habe.

- Ist eng hier, sage ich.

- Wo willst du hin?, fragt sie.

- Köln, sage ich.

- Dann musst du eine vor mir raus, sagt sie.

- Aber das dauert noch.

- Vierundzwanzig Stunden, sagt sie.

- Sag das nicht.

- Was willst du da?

- Studieren. Noch mal von vorne.

- Oh.

- Und du, frage ich. Was machst du?

Sie dreht sich mit den Fingern eine Locke im blondgefärbten Haar. Ich lebe dort, sagt sie. Ich putze. Immer.

- Und jetzt warst du im Urlaub?

- Ich weiß nicht, was das ist für mich. Hier ist meine Heimat. Macht man da Urlaub?

- Keine Ahnung, sage ich und denke, dass ich diese Gespräche kenne. Ich schiebe den Vorhang zur Seite. Im heißen Sonnenlicht schimmert die Straße. Wir biegen von der Landstraße ab, nach Zenica. Autos parken auf einem Platz. Die Frau steht auf und stellt sich nach draußen zu der Rauchergruppe. Wieder werden Leute verabschiedet. Roma-Kinder kommen an die Bustüre, als diese sich öffnet, und manche Reisenden reichen Münzen heraus. Ich weiß aus Deutschland, dass man nichts gibt. Das sind alles Schlepperbanden.

Wieder werden Koffer hinter mir auf die Bank gestellt, so dass das hintere Fenster verdeckt ist.

Wir halten noch mehrere Male, meist in Städten, deren Hauswände Einschusslöcher haben, dann die aufgeplatzten Straßen, abgebrannte Häuser neben frischgestrichenen, die staubigen Plätze, auf denen ein paar Autos warten, die ihre Verwandten zum Bus bringen. Lange Umarmungen. Bettelnde Kinder. Große Taschen. Der Sitz neben mir bleibt frei.

Dann fahren wir an Häusern und Baumärkten vorbei, an Hügeln und Wiesen, schmalen Straßen, Strommästen und Hütten. Ich erinnere mich kaum an unsere Wanderungen hier. Obwohl mein Vater und ich in den Ferien gewandert sind, kann ich mich an keine Landschaft erinnern. Mit dem Flug damals aus der Stadt und dem Kreisen über die Berge verschwinden meine Erinnerungen an meine Kindheit.

Der Bus fährt rechts ran und hält an einer Raststätte. *Chicago* steht auf einem Schild. Ein Lamm dreht sich auf einem Spieß. Die Frauen gehen hinein und bestellen Kaffee. Ich folge ihnen und lasse mir ein Tablett mit türkischem Kaffee in einem kleinen Kännchen mit Tasse geben. Ich beiße vom Würfelzucker ein Stück ab, behalte den Zucker auf der Zunge und trinke einen Schluck. Wie lange werde ich das so nicht mehr trinken? An den Tischen mit den kleinen grünen Tischdecken sitzen die Frauen und rauchen. An der Wand hängen Kupferpfannen. Hinter der Theke steht ein großer Mann mit langen Haaren, weit aufgeknöpftem Hemd und knallt die kleinen Tablettts auf den Tisch. Immer wenn so ein Bus vorbei kommt, wird er hektisch, denke ich mir. Sobald wir weg sind, wird es hier sehr still.

Als wir weiterfahren, schaltet der Fahrer das Radio an. Balkanpop. Die Klimaanlage lässt er aus, obwohl ihm immer wieder einer zuruft, er solle sie anstellen.

- Er spart Sprit, sagt die Frau vor mir. Aber wir haben bezahlt.

- Ja, sage ich, und ich denke, dass man immer dafür bezahlt, was andere sich ausdenken. Meine Familie hat viel zu viel bezahlt für etwas, was sie gar nicht wollte.

Ich bin kurz vor den olympischen Spielen geboren. Als der Schnee fehlte und alle Sarajevoer um Schnee beteten. Einen Tag vor der Eröffnungsfeier kam ich auf die Welt, und meine Mutter sagte, dass mit mir endlich der Schnee gekommen wäre. Mein Vater konnte bei der Geburt nicht dabei sein, weil er sich als Freiwilliger gemeldet hatte. Er half die ganzen zwei Wochen beim Schnee schaufeln, auf den alle so lange gewartet hatten. Er präparierte Pisten. Er war Streckenposten beim Biathlon. Er hat mich erst nach der Abschlussfeier gesehen. Er war so stolz auf sein Land. Und dann auf mich. Jetzt darf ich ihn nicht auch noch enttäuschen.

Als der Krieg ausbrach, meldete er sich wieder freiwillig. Er war einer der ersten. Und dann im Graben verstand er plötzlich, dass es nicht um ihn ging, dass er so nichts ändern würde. Und dann ging er. Und floh über viele Wochen, hin und her, Kroatien, Bosnien, Serbien, wieder Bosnien, Kroatien, bis er nach Österreich kam und dann viele Wochen später nach Deutschland. Meine Mutter und ich waren schon dort. Weil ich so krank war und mit dem UN-Flugzeug raus konnte. Oder weil meine Mutter es nicht aushielt, als die Bibliothek getroffen wurde und schwarze Buchseiten über die Stadt regneten. Oder weil sie nicht glauben wollte, dass ihre Nachbarin in den Wohntürmen mit einem Taschenspiegel den serbischen Scharfschützen zeigte, wo Muslime lebten. Oder weil sie stumm wurde, als sie mir eines Tages verbat, auf den Spielplatz zu gehen, weil ich so krank war, und sie am nächsten Tag hörte, dass dort alle Kinder an diesem Tag von einer Granate getroffen worden waren. Oder weil.

Die renovierten Häuser werden weniger. Fast nur schwarze, verkohlte Hütten. Dann die Grenze. Wir steigen aus und ein, und dann nach wenigen Metern wieder aus und ein. Dazwischen ist es still. Dann sind wir in Kroatien.

Als es dämmt, halten wir an einer Tankstelle. Es wird geraucht, gepinkelt und Kaffee getrunken. Keiner redet. Die Busfahrer hocken an der Theke des kleinen Cafés wie zwei Nachtschwärmer.

- Was willst du studieren?, fragt die Frau im Bus vor mir, deren Lippen seit kurz vor der Grenze rot leuchten.

- Jura, sage ich.

- Dann ist es gut, dass du weg gehst. Mein Sohn lebt in Sarajevo. Er hat keine Arbeit. Ich putze für ihn. Sechzehn Stunden am Tag. Die Hälfte meines Geldes ist für ihn.

- Ich habe schon ein paar Semester in Bosnien studiert, sage ich. Aber ich wollte zurück.

Die Frau nickt. – Und dann sehnst du dich nach deiner Heimat und nach deiner Zukunft, in der du leben willst. Aber diese Orte gibt es nicht. Nicht für uns.

- Vielleicht, sage ich und schaue aus dem Fenster. Gleich sind wir in Slowenien. Dann verlassen wir den Balkan-Blues und spielen die Eurovision. So wie vor Wetten dass... in meiner deutschen Kindheit.

Wir steigen an der Grenze wieder aus und ein und beim Einreisen auch wieder aus und ein. Wir haben gesenkte Köpfe. Und leise Stimmen. Die Sonne geht hinter den Bergen unter. Kleine Kirchen, keine Minarette, gedeckte Häuser, dann kommt Österreich. Wieder raus und rein. Und als wir nach Deutschland müssen, noch einmal. Dazwischen irgendwelche Träume. Ein Flugzeug, das sich im Kreis dreht und in einem Strudel fliegt, bis es ganz aufgesogen wird. Koffer, die durch die Luft segeln. Ein Junge von neun Jahren, der in einem kleinen Dorf am Niederrhein von der Lehrerin vorgestellt wird und kein Wort versteht. Ein junger Mann, der in die Oberstufe will und in sein Land zurück muss, das er nicht mehr kennt. Eine Mutter, die sich kleidet, als käme der habsburgische Kaiser vorbei, und ein Vater, der zuckt, wenn man die Türe knallt. Es sind Träume, bestimmt.

Wir halten an einer Raststätte. Es dämmt hinter den Bergen. Hier in der Nähe waren wir auf Klassenfahrt, in der neunten Klasse. Ich lernte Ski fahren, und als ich zu Hause war, zeigte ich ein Foto, wie ich vor der Skischule stehe. Und dann sah mein Vater das Logo der Skischule mit einem Bild eines

blondes Mann drauf an und sagt: das war der Mann, der damals Olympiasieger wurde, als ich an der Strecke stand. Er lachte. Das erste Mal seit Jahren. Und das letzte.

Der Bus fährt auf die Autobahn. Kein Rumpeln mehr. Manche reiben sich die Augen. Ich spüre meine Beine und meinen Rücken. Ich lese die Ausfahrten. Ich lese jedes Schild in diesem Land. An einer Tankstelle kaufe ich mir eine Zeitung. In den Sportberichten steht, dass Ibisevic zu einem kleinen Dorfverein wechselt. Er ist so alt wie ich.

Wir biegen ab und fahren in die Stadt. Früher ist meine Mutter mit mir manchmal von unserem kleinen Dorf nach Köln gefahren. Wir sind die Fußgängerzone auf und ab gegangen, ohne etwas zu kaufen. Abends sind wir erschöpft zurück. Ohne Tüten.

Der Bus hält, keine Tasche ist über mich geflogen. Ich steige aus und lasse mir meinen Koffer geben. Die Frau vor mir winkt. Ich winke zurück. Der Bus fährt ab. Die Reifen quietschen nicht. Ich drehe mich um. Ich höre die Sprache. Auf dem anderen Bussteig sehe ich, wie Menschen mit vielen Koffern und Taschen auf den Bus zurück warten. Er wird gleich kommen. Morgen sind sie da.